

## **Eine Reportage aus dem ADAC reisemagazin**

© Alle Verlags- und Nutzungsrechte liegen beim ADAC Verlag. Nachdruck redaktioneller Beiträge nur mit Genehmigung des Verlages.

### **ADAC reisemagazin Mexiko**

#### **„Liegt Deutschland in Amerika?“**

**So fragt mich Salvadore, als wir zum zehnten Mal heute im Stau stecken. Gespräche, Erlebtes und Erfahrenes mit einem Taxi-Driver in Mexico City, einer der größten Städte der Welt**

Wer sich aufregt, Lobo, hat schon verloren“, meint Salvadore, zupft seinen nach unten hängenden Schnauzbart zurecht und lässt den Motor seines hochbetagten, grünweißen VW-Käfer-Taxis aufheulen. „Wo ist dieses Deutschland überhaupt genau?“, fragt er wieder – wohl, um mich vom nervtötenden Stauchaos seiner geliebten Altstadt abzulenken.

Resigniert betrachte ich dieses Blechmeer zu Füßen Amerikas größter Kathedrale. Durch die halb geöffneten Fenster malträtiert uns der nie versiegende, kakophonische Irrsinn aus Polizeisirenen, Fanfaren, Busgehupe, schrillenden Trillerpfeifen. Es stehen brühschwüle 28 Grad Celsius über Mexico Citys Asphaltschungel und Salvadores Lüftung pustet zusätzlich noch aromatische Heißluft ins Wageninnere.

In der Mitte des Zócalo, nach dem Roten Platz in Moskau zweitgrößter Platz der Welt, versammeln sich bunt kostümierte Flaggeneinholer und Nationalhymnentrompeter. Wie jeden Abend wird die grün-rot-weiße Fahne mit dem Schlangen fressenden Adler zusammengerollt und von Soldaten im Stehschritt wie eine riesige Stoffsalami in den Nationalpalast getragen. Nach dieser rituellen Atempause setzt das permanente Straßentheater wieder ein, der alltägliche Amoklauf ums Überleben, die göttliche Tragikomödie, unendliche Dauerevakuierung, millionenfacher Seiltanz zwischen Himmel und Hölle, Vulkan und Wüste. Der Mexico City Blues.

Seit fünf Tagen hilft mir Salvadore Ramires, diesem urbanen Wahnsinn standzuhalten. Nirgendwo sonst fühlte ich Fremde so intensiv wie hier. Wie ein Freiwild unter Kulturschock flüchtete ich anfangs in zivilisatorische Horte wie Museen und Bars. Salvadore traf ich am Abend nach einem Stierkampf in der Cantina El Cairo – er holte dort Wasser für die verschmierten Scheiben seines Käfers. Richtig sympathisch wurde er mir, als er dann vor der Cantina-Türe vergeblich versuchte, das genau hinter seinem Wagen abgestellte, ebenfalls grünweiße VW-Taxi aufzuschließen. Es gebe Zigtausende dieser Taxis, meinte er anschließend und wollte bei einem Tequila wissen, wie lange es dauern würde, mit seinem Beetle in meine Heimat zu fahren, und: „Liegt Deutschland in Amerika?“ Rein geografisch trug unsere Unterhaltung wenig Früchte, aber ich hatte jemanden gefunden, der mir von nun an Schneisen schlagen würde im Dschungel dieser Stadt.

Da wir jetzt rettungslos festsitzen, steige ich aus und wir verabreden uns für morgen im Gran Hotel Ciudad de México.

Um der Stimmung des Zócalo, um nur einer Sekunde Alltag auf diesem riesigen Steinteppich gerecht zu werden, müsste man 1000 Geschichten gleichzeitig erzählen. Begrenzt wird er von den uneinheitlichen, multikulturellen Fassaden der mexikanischen Vergangenheit. Da steht die gewaltige, kahl-nackte Vulkanstein-Kathedrale neben dem monumentalen Renaissance-Kasten namens Nationalpalast. Die letzten Strahlen einer glühend untergehenden Sonne tauchen die düsteren Monumente in dramatische Farben. Ebenso widersprüchlich ist das Bild der gegenüberliegenden Patrizierhäuser mit ihren

Erkern und kunstvollen Ornamenten, die an vornehme Istanbuler oder Madrider Wohnviertel erinnern, im Vergleich zu den ausgegrabenen Ruinen des ehemaligen aztekischen Haupttempels, des Palasts des Moctezuma.

An Tagen, wenn nebelnasse Wolken durch den Millionen-Moloch ziehen, stellen sich hier auf dem Zócalo wie von alleine Imaginationen ein: der große See, der Lago de Texcoco, auf dem im 14. Jahrhundert das antike, indianische Tenochtitlán entstand, ein zweites Venedig, durchzogen von mathematisch strukturierten Kanaladern, Sinnbild einer faszinierenden Hochkultur. 1519 tauchte Cortés mit seinen apokalyptischen Reitern auf, ein wilder Haufen aus knapp 1000 goldgierigen iberischen Conquistadoren, die binnen zweier Jahre eine Zivilisation auslöschten, um im Blut wadend und erfüllt von missionarischem Eifer das „Neue Spanien“ zu proklamieren. Erdbeben, Überschwemmungen, Revolutionen, Gegenrevolutionen folgten, Kriege, Besatzungen und 1810 der Beginn einer labilen Unabhängigkeit, die Stadt und Land bis heute zu überfordern scheint.

Es rauscht und brodeln auf diesem chaotischen Platz. Seit Tagen schon tanzen junge Indianer aus Chiapas in ihren Sandalen, bunten Schürzen und mit buschigem Federkopfschmuck. Sie tanzen auf den Nerven der Hauptstädter herum und trommeln für ihr Land und für ein würdiges Leben. Heute haben sie Gesellschaft bekommen von den streikenden Truckern, die ihre chromblitzenden Kolosse von den Wüsten-Highways abgezogen und auf dem Zócalo aufgestellt haben. Ihr Sirenengehupe klagt mehr Geld für harte Arbeit ein. Hundertschaften uniformierter Polizisten betrachten das Spektakel nicht ohne Wohlwollen.

Wie Moskitos tauchen plötzlich von überall her Rikschafahrer auf und bieten für zehn Pesos kurze Fahrten an. Fliegende Händler breiten in den ohnehin überlaufenen Seitengassen Ramsch auf ihren Tüchern aus und sorgen für neue Verstopfungen. Der Schuhputzer macht in seinem ausrangierten Zahnarztstuhl ein Nickerchen. Alte Männer spielen an der Ecke auf einsaitigen Gitarren. Als Clowns geschminkte Kinder jonglieren an Kreuzungen Bälle, schlucken Feuer oder vollführen sonstige Akrobatik. Ein blinder Greis schlägt Holzstücke gegeneinander, eine Stretchlimousine entlässt ein hübsches Yuppie-Paar, das zielstrebig Richtung Majestic-Hotel eilt; dort gibt es jetzt auf der Dachterrasse Tanztee mit Rumba-Musik.

Vor den Zuckerbäckereien wird nass gekehrt und ein bohrender Ammoniakgeruch verbreitet sich. Er vermischt sich mit dem allgegenwärtigen modrigen Mais-Aroma und dem diffusen, süßlichen Odeur, das aus den zahlreichen Parfum-mischereien entweicht. Als ich nach Luft ringe – die 2240 Meter Höhe machen mir zu schaffen –, drückt mir eine alte Indiofrau eine Blume in die Hand und meint sinngemäß: „Sei heiter, jeder Moment ist kostbar.“ Trotz der fünf zerlumpten Kinder, die ihr zu Füßen liegen, entlässt sie jetzt ein warmes Lächeln, dessen Herzlichkeit selbst dem Tod Angst und Schrecken einjagen würde.

Sind es 20, sind es 30 Millionen Menschen, die in Mexico City leben? Das weiß keiner so genau, darauf kommt es auch gar nicht an. Wie ferngesteuerte Heere fließen anonyme Menschenmassen aneinander vorbei, getrieben von der Suche nach Glück, Geld, Zeit, Liebe, Erlösung und purem Überleben. Mexico City ist der ultimative Moloch. Taxiprofi Salvadore sieht das so: „Mein México ist die schönste Stadt der Welt.“

Seit seiner Geburt vor 43 Jahren ist er nie rausgekommen. Dafür kennt er innerhalb ihrer Grenzen jeden Winkel. Mit seinem Käfer, auf dessen Windschutzscheibe das amtliche Taxifoto pappt wie ein Steckbrief, hat er das 25000 Kilometer umfassende Straßennetz der Megalopolis schon zigmal durchstreift. Stets behütet von einer stattlichen Anzahl an Devotionalien: der am Rückspiegel baumelnden Jungfrau von Guadalupe, dem Schlüsselanhänger von Cruz Azul, beliebtestem Erstliga-Fußballklub des Landes, dem Plastikskelett nebst Totenkopf und dem vergilbten Abziehbild von Hector Chávez, einer mexikanischen Boxlegende.

Nur einmal in 25 Jahren ließen Salvadore diese kleinen Götter im Stich und ein crackkranker Fahrgast hinterließ ihm eine fünf Zentimeter lange Narbe auf der Wange. Und die steht ihm ganz gut.

Wir fahren die Insurgentes hinaus, mit mehr als 40 Kilometern eine der längsten Avenuen der Welt, streifen die alten Alleen des elitären Schickeriadörfchens San Ángel und landen endlich vor den streng bewachten Stahlgattern eines jener vorstädtischen Hochsicherheitstrakte. Hier verschließt sich Mexikos altes und vor allem neues Geld vor der Realität. Vor dem Schutzwall aus Betonwänden, Stacheldraht und Videokameras patrouillieren Security-Wächter mit ihren schlecht gelaunten Schäferhunden. Schöne neue Welt.

Für den Abend hat mich Salvadore in eine seiner Stammkneipen eingeladen, die Pulquería Familiar direkt am Garibaldi-Platz. Selbst ein Buñuel in Bestform könnte nicht annähernd den normalen Wahnsinn dieses Platzes inszenieren. Es ist das Zentrum der Mariachis, die Börse für etwa 4000 freischaffende Folkloremusiker. Sie alle haben spitzsohlige, schwarze Schuhe an den Füßen, stecken in hautengen Hosen, die mit schwerem Silberschmuck beschlagen sind. Sie tragen reflektierende B-Picture-Sonnenbrillen und lässige Sombreros im Wildweststil. Und sie leben von einer auf einsamen Wolf getrimmten Macho-Aura, inklusive des unwiderstehlichen Schmalz- und Corazón-Dolores-Charmes.

365 Tage im Jahr rund um die Uhr sind die Mariachis mit Pauken, Trompeten, Gitarren und Akkordeons zur Stelle; sie warten, proben, rauchen, trinken, scherzen, fluchen, spucken, gähnen, klimpern, pfeifen, geigen, singen, swingen und zwinkern dem schönen Schicksal zu. Sie stehen einfach da, eine prächtige Infanterie des Volkslieds, des Kitsches und der Emotionen, und warten auf die große Party, die große Hochzeit, den großen Durchbruch. Bis dahin backen sie eben kleinere Brötchen und genießen verschmizt ihre kleinen alltäglichen Fluchten.

Da Salvadores sagenumwobene Pulquería, die schönste der Welt, immer noch nicht geöffnet hat, streifen wir nochmals über diesen Platz mit seinem Monopteros in der Mitte, lassen uns ein herzerreißendes Ständchen singen, bummeln danach an billigen Strip- und Tabledancebars vorbei, aus denen unentwegt abenteuerlichste Galgenvögel in Begleitung überdresster Kurzzeitgeliebter strömen.

Von überall her dröhnen irgendeine schräge Melodie, ein Tusch, ein Blech- und Gitarren-Intro und ich erinnere mich an den Spruch des US-Beatnik-Literaten Bill Burroughs, der die Stadt mal so beschrieben hat: „Es war düster, unheimlich und chaotisch auf jene eigentümliche Art, wie man es aus Träumen kennt.“

Mein Stoff zum Träumen wird der Pulque an diesem Abend nicht. Das halluzinogene Kultgetränk der alten Indianer und der weniger alten Beatniks und On-the-Road-Tramps ist die gärende Agavenmilch, also ein Kaktusmost. Da dieser Besitzer hier nicht wie alle anderen Wirte auf profitablen Tequila- und Corona-Light-Bierausschank umgestellt hat, sondern hartnäckig den Genuss des muffig-trüben Ahnengesöffs zelebriert, wurde ihm eine vatikanische Urkunde, von Papst Johannes Paul II. bei dessen letzter Mexiko-Pilgerreise persönlich unterzeichnet, überreicht, die seiner formidablen Saufaverne höchste Weihen verlieh.

Salvadore kommt gerade mit dem dritten Litereimer Pulque blanco zurück. „Und?“ „Bueno“, das heißt in Wahrheit, dass das so gut schmeckt wie in Moltofill aufgelöste Mottenkugeln. „Nicht denken, Lobo, trink: Das ist das mexikanische Aphrodisiakum. Wenn ich davon einen Liter intus habe und danach zu meiner Maria gehe, dann ...“ Konkrete Details fallen leider einer aufbrausenden Herumschreierei zum Opfer. Direkt unter der päpstlichen Bulle schubsen sich zwei bleischwer schielende Gäste über den mostfeuchten Steinboden. Da beide ständig von alleine ausrutschen, kommt es zu einem gewaltlosen Ende und die andern Trinker verfallen wieder ihrer süßen Apathie. Schon erstaunlich, was der Kaktus aus Menschen machen kann.

Auf unserem Tisch steht eine kleine Pulquepfütze. „Schau, Salvadore, das ist der Atlantik. Hier seid ihr, das stolze Volk der Mexikaner. Und da drüben, der Aschenbecher, das ist Deutschland.“

Nun sind etwa 90 Prozent der Mexikaner Mestizen und 10 Prozent Indios. Den Umgang der Menschen hier mit ihrer eigenen Geschichte kann man als paradox bezeichnen. An fast jeder Ecke der Stadt erinnern heroische Bronzestatuen, Denkmäler und Wandgemälde an starke, furchtlose indianische Prinzen und Häuptlinge. In der Volkskunst dreht sich fast alles um die indianischen Mythen. In den Schulen und Universitäten wird das indianische Erbe in fast heiliger Verehrung gepflegt.

Doch die Sprache der Straße zitiert Salvadore und sagt: „Wenn deine Hand innen auch dunkel ist, wärst du besser nicht zur Welt gekommen.“ Winzige Farbnuancen entscheiden über Selbstwert und gesellschaftliche Anerkennung. Und die Haut der Indios ist dunkel. Zu dunkel. Chancenlos stigmatisiert vegetieren sie heute am Rande der Neuzeit dahin. Andererseits aber will ein Mexikaner nichts mit dem spanisch-europäischen Blut zu tun haben. Es gehört den Lügnern, Killern, Vergewaltigern. Wie leicht haben wir es doch da mit Goethe, Schiller, Beckenbauer, Matthäus!

Nur ein Haus weiter versacken wir in einer Live-Salsa-Musikhalle, die sich durch viele dralle, allein sitzende, operettenhaft herausgeputzte Damen auszeichnet. Eine der Señoritas überredet meinen treuen, sechs- bis siebenfachen Vater zu einem Tänzchen, bei dem er plötzlich all seine sonstige Trägheit ablegt und wie ein Panter übers Parkett fegt. Danach überzeugt sie ihn davon, sich mal von diesem Gringo einen Vorschuss auszahlen zu lassen, worauf die beiden sich für ein paar Minuten ins Dunkel eines allgemein reichlich frequentierten Hinterzimmers zurückziehen.

„Mein Haus ist dein Haus, mi Casa es tu Casa, wann immer du willst, Amigo“, bedankt er sich überschwänglich, als wir morgens gegen sechs Uhr aufbrechen. Und wie jeden Morgen bildet sich wieder jener Geruch, der nur Mexiko-Stadt gehört, ein unverwechselbares Amalgam aus Blei, Benzin, Moor, Mais, Kokos, Kaffee, Kanalisation, Wolken und Vulkanen.

Müde steige ich später am Flugplatz aus dem deutsch-mexikanischen Völkerverbindungs-VW und verabschiede mich vom herzlichsten Menschen, der mich jemals durch Straßen und Schluchten einer Stadt geleitet hat. Jetzt noch 13 Stunden Flug ostwärts – dann kommt Deutschland. Salvadore nickt verständnisvoll.

Text von Wolf Reiser